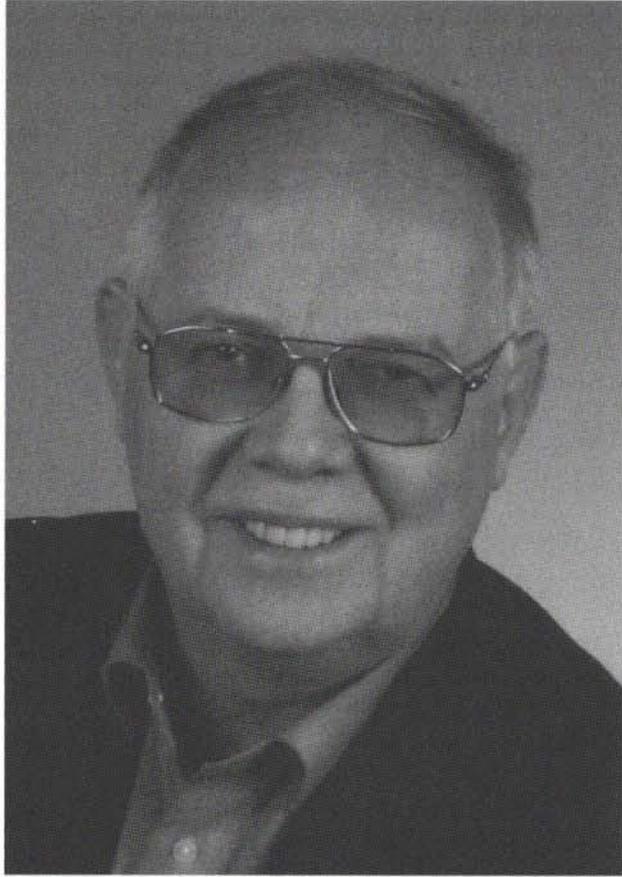


Information und Sprache

Festschrift für Harald H. Zimmermann



Information und Sprache

Beiträge zu Informationswissenschaft,
Computerlinguistik, Bibliothekswesen
und verwandten Fächern

Festschrift für Harald H. Zimmermann

Herausgegeben von
Ilse Harms, Heinz-Dirk Luckhardt
und Hans W. Giessen

K · G · Saur München 2006

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Gedruckt auf säurefreiem Papier

© 2006 by K. G. Saur Verlag GmbH, München

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Druck/Bindung: Strauss GmbH, Mörlenbach

ISBN-13: 978-3-598-11754-1

ISBN-10: 3-598-11754-X

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Information und Sprache und mehr – eine Einleitung..... | 1 |
| Information und Kommunikation: | |
| <i>Wolf Rauch</i> Auch Information ist eine Tochter der Zeit | 3 |
| <i>Winfried Lenders</i> Information und kulturelles Gedächtnis | 7 |
| <i>Rainer Hammwöhner</i> Anmerkungen zur Grundlegung der Informationsethik | 17 |
| <i>Hans W. Giessen</i> Ehrwürdig stille Informationen | 29 |
| <i>Gernot Wersig</i> Vereinheitlichte Medientheorie und ihre Sicht auf das Internet | 35 |
| <i>Johann Haller, Anja Rütten</i> Informationswissenschaft und Translationswissenschaft: Spielarten oder Schwestern? | 47 |
| <i>Rainer Kuhlen</i> In Richtung Summarizing für Diskurse in K3 | 55 |
| <i>Werner Schweibenz</i> Sprache, Information und Bedeutung im Museum. Narrative Vermittlung durch Storytelling | 75 |
| Sprache und Computer, insbesondere Information Retrieval und Automatische Indexierung | |
| <i>Manfred Thiel</i> Bedingt wahrscheinliche Syntaxbäume | 85 |
| <i>Jürgen Krause</i> Shell Model, Semantic Web and Web Information Retrieval | 95 |
| <i>Elisabeth Niggemann</i> Wer sucht, der findet? Verbesserung der inhaltlichen Suchmöglichkeiten im Informationssystem Der Deutschen Bibliothek | 107 |
| <i>Christa Womser-Hacker</i> Zur Rolle von Eigennamen im Cross-Language Information Retrieval | 119 |
| <i>Klaus-Dirk Schmitz</i> Wörterbuch, Thesaurus, Terminologie, Ontologie. Was tragen Terminologiewissenschaft und Informationswissenschaft zur Wissensordnung bei? | 129 |

| | |
|--|-----|
| <i>Jiri Panyr</i> Thesauri, Semantische Netze, Frames, Topic Maps, Taxonomien, Ontologien – begriffliche Verwirrung oder konzeptionelle Vielfalt?..... | 139 |
| <i>Heinz-Dieter Maas</i> Indexieren mit AUTINDEX | 153 |
| <i>Wilhelm Gaus, Rainer Kaluscha</i> Maschinelle inhaltliche Erschließung von Arztbriefen und Auswertung von Reha-Entlassungsberichten | 159 |
| <i>Klaus Lepsky</i> Automatische Indexierung des Reallexikons zur Deutschen Kunstgeschichte | 169 |
| Analysen und Entwicklungen | |
| <i>Ilse Harms</i> Die computervermittelte Kommunikation als ein Instrument des Wissensmanagements in Organisationen | 179 |
| <i>August-Wilhelm Scheer, Dirk Werth</i> Geschäftsregel-basiertes Geschäftsprozessmanagement | 189 |
| <i>Thomas Seeger</i> Akkreditierung und Evaluierung von Hochschullehre und -forschung in Großbritannien. Hinweise für die Situation in Deutschland | 205 |
| <i>Bernd Hagenau</i> Gehabte Sorgen hab' ich gern? Ein Blick zurück auf die Deutschen Bibliothekartage 1975 bis 1980 | 219 |
| Persönliches | |
| <i>Jorgo Chatzimarkakis</i> Sprache und Information in Europa | 229 |
| <i>Alfred Gulden</i> 7 Briefe und eine Anmerkung | 235 |
| <i>Günter Scholdt</i> Der Weg nach Europa im Spiegel von Mundartgedichten Alfred Guldens | 243 |
| <i>Wolfgang Müller</i> Prof. Dr. Harald H. Zimmermann – Seit 45 Jahren der Universität des Saarlandes verbunden | 253 |
| <i>Heinz-Dirk Luckhardt</i> Computerlinguistik und Informationswissenschaft: Facetten des wissenschaftlichen Wirkens von Harald H. Zimmermann | 257 |
| Schriftenverzeichnis Harald H. Zimmermanns 1967-2005 | 271 |
| Projekte in Verantwortung von Harald H. Zimmermann | 285 |
| Adressen der Beiträgerinnen und Beiträger | 287 |

Information und Sprache und mehr – eine Einleitung

Ilse M. Harms, Heinz-Dirk Luckhardt, Hans W. Giessen

Harald H. Zimmermann war schon von jeher ein außergewöhnlicher Universitätsprofessor. In vielerlei Hinsicht kann man sagen, dass er seiner Zeit – teilweise deutlich – voraus war. Vielleicht kann man ihn als einen Hochschullehrer bezeichnen, der schon früh erkannt, umgesetzt und gelebt hat, was man später, mit einem nicht unproblematischen Begriff, als ‚postmodern‘ bezeichnet hat: Er hat Wissensgebiete miteinander verknüpft, die teilweise unverbindbar schienen; er hat die akademische Welt mit anderen Bereichen (etwa der Wirtschaft, aber auch der Politik oder, nicht zuletzt, der Literatur) verbunden, als dies noch gänzlich unüblich war. Harald Zimmermann hat dies geleistet, weil es sich so ergeben hat und er ganz einfach die Resultate seiner Forschungen sichern beziehungsweise anwenden wollte. Und weil er ein offener, neugieriger Mensch ist, sich immer wieder begeistert neuen Herausforderungen stellt. Schließlich: weil er ideenreich und denkerisch flexibel ist wie nur wenige.

Konkret: Er hat Germanistik und Informatik studiert – die Kombination war noch ungewöhnlicher als heute; sie hat es ihm erlaubt, sich in einen neuen, damals revolutionären Forschungsbereich einzuarbeiten, die ‚Sprachdatenverarbeitung‘, die damals bereits zu Forschungsergebnissen gelangte, auf die die heutige Computerlinguistik noch immer aufbauen kann. Dies führte schon in jungen Jahren zur ersten Professur in Regensburg, die ebenfalls im Schnittfeld von Germanistik und Informatik lag. An der Universität des Saarlandes baute Harald Zimmermann dann den Studiengang ‚Informationswissenschaft‘ auf. Quasi ‚nebenbei‘ engagierte er sich unternehmerisch, um die Erkenntnisse und Daten der ‚Sprachdatenverarbeitung‘ nicht in der Schublade verkommen zu lassen. Zudem ‚nebenbei‘: sein politisches Engagement, das bis heute anhält. Auch hochschulpolitisches und -planerisches Engagement, etwa bei der Umstellung auf die Bologna-Kriterien. Harald Zimmermann war viele Jahre in der Selbstverwaltung aktiv und hat als Studiendekan Respekt und Bewunderung bei den Studierenden erworben. In den letzten Jahren dominierte das Interesse an Literatur und Heimat. Und wieder verbindet, verknüpft Harald Zimmermann auf überraschende, inspirierende Art und Weise scheinbar disparate: Ausdruck ist die informationswissenschaftliche Beschäftigung mit Regionalliteratur oder die informationswissenschaftliche Erschließung von Nietzsches Werk.

Harald Zimmermanns Interessen und Forschungsfelder spiegeln sich auch in dieser Festschrift wider. Das Spektrum reicht vom Lob des Künstlers zum wirtschaftsinformatischen Aufsatz, von der philosophischen Betrachtung bis zur ‚harten‘ Informationswissenschaft. Es finden sich ebenso informationstheoretische und informationsethische Beiträge wie Artikel über Entwicklungen im Bereich der modernen Informationssysteme (Stichwort „Internet“) zu Themen wie „Semantic Web“, „Suchsysteme“ und „Automatische Indexierung“. Wir laden die Leser mit diesem Sammelband zu einer ungewöhnlichen wissenschaftlichen Reise ein, so ungewöhnlich

wie der Wissenschaftler Harald Zimmermann, dessen 65. Geburtstag Anlass für diese Veröffentlichung ist.

Dass Harald H. Zimmermann auch als Mensch außergewöhnlich ist, sei an dieser Stelle – obgleich es sich um ein akademisches Werk handelt – auch erwähnt; immerhin handelt es sich ja um eine Festschrift. Es ist jedoch keineswegs ‚festschriftsübliche Lyrik‘, wenn wir darauf hinweisen, dass es wenige Universitätsprofessoren gibt, die sich ihre Integrität in dem Maße wahren konnten, wie dies Harald Zimmermann gelungen ist. Wir kennen auch nur wenige Menschen, die so offen und tolerant sind, ohne eigene Prinzipien aufzugeben, wie wir dies bei Harald Zimmermann erlebt haben. So ist dieser Sammelband als besondere Form der Danksagung zu verstehen. Wir wünschen Harald H. Zimmermann noch viele anregende und interessante Jahre.

Auch Information ist eine Tochter der Zeit

Wolf Rauch

Die meist *Francis Bacon* zugeschriebene Erkenntnis *veritas filia temporis* – die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit – gilt auch, sogar in noch viel höherem Maße, für Information. So trivial diese Erkenntnis auch sein mag, so wenig wird sie von Informationswissenschaft und -praxis derzeit beachtet. Das beginnt schon bei den Grundlagen unseres Faches:

Der Prozess der Informationsvermittlung geht in der Regel von folgendem Modell aus: Ein Individuum (der Informationssuchende) benötigt zur Lösung einer Aufgabenstellung Information, über die dieser Informationssuchende in seinem ‚erweiterten Gedächtnis‘ nicht verfügt (also im eigenen Gedächtnis und den zu seiner Unterstützung persönlich verfügbaren Wissenssammlungen, wie z.B. Verzeichnissen, Büchern, Ablagesystemen). Daher wendet sich der Informationssuchende an das ‚kollektive Gedächtnis der Menschheit‘, also an Bibliotheken, Datenbanken oder das Internet, um dort jene Information zu erhalten, die zur Problemlösung benötigt wird.

In diesem ‚kollektiven Gedächtnis der Menschheit‘ gibt es Dokumente, die zur Lösung einer konkreten Problemstellung beitragen können (die sogenannten relevanten Dokumentations-einheiten), nennen wir diese Menge A. Eine konkrete Anfrage durch den Informationssuchenden liefert als Ergebnis relevante und nicht relevante Dokumente: die Menge B. Die Schnittmenge von A und B, also die gefundenen relevanten Dokumente, sind schließlich das Ergebnis des Informationsvermittlungsprozesses. An der Brauchbarkeit dieser Schnittmenge zur Problemlösung werden Erfolg oder Misserfolg einer Informationssuche gemessen (z.B. mit den Maßzahlen *Recall* und *Precision*).

Das Modell geht also von einer (Teil-)Menge von gespeichertem Weltwissen aus, dem ‚kollektiven Gedächtnis der Menschheit‘, das natürlich durchaus widersprüchlich und unvollständig sein kann und ständiger Erweiterung und Veränderung unterliegt. Während des Information-Retrieval-Vorganges ist dieses Weltwissen in Struktur und Inhalt allerdings unveränderlich und wird durch die Fragestellung des Informationssuchenden auch nicht beeinflusst. Diesem gespeicherten Weltwissen wird die konkrete ebenfalls während des Suchvorganges unveränderliche Fragestellung des Informationssuchenden gegenübergestellt. Wissenschaft, Kunst und Handwerk des Information Retrieval bestehen nun darin, in den richtigen Datensammlungen mit den besten Instrumenten und den sinnvollsten Fragestellungen zu suchen.

Dieses Modell mag bei zahlreichen Retrieval-Aufgaben durchaus zutreffend sein: Bibliothekarische Anfragen, Flugplan-Informationen, Routine-Abfragen nach Lagerbeständen, Auskünfte aus einem Melderegister und ähnliche Fragestellungen werden von diesem Modell hinreichend beschrieben. Für die meisten wissenschaftlichen Aufgaben, für die Reduktion von Ungewissheit (Wersig 1971, 73ff.), für ‚Wissen in Aktion‘ (Kuhlen 1990, 14) ist dieses Modell hingegen zu starr. Es berücksichtigt nicht, dass jedes gefundene Dokument, sobald es

vom Informationssuchenden verarbeitet wird, eine Veränderung in dessen Problemsicht bewirken kann: Wenn die aufgefundene Dokumentationseinheit nicht nur redundantes Wissen enthält, wenn sie also Information bewirkt, dann muss sie ja *per definitionem* die Sichtweise des Fragestellers verändern. Damit ändert sich aber auch die Fragestellung selbst: Hypothesen werden erhärtet oder beginnen zu wanken, Vermutungen werden in eine bestimmte Richtung gelenkt, neue Probleme oder Lösungsmöglichkeiten tun sich auf. Die gesamte ursprüngliche Aufgabenstellung kann als richtig oder falsch erkannt werden. Damit werden neue Fragen aktuell, alte obsolet.

Jedes einzelne gefundene Dokument kann also nach seiner Verarbeitung durch einen Informationssuchenden die Fragestellung ändern und damit die Menge der relevanten Dokumente A, ebenso wie die Formulierung der Suchanfrage und damit die Menge der gefundenen Dokumente B. Die Teilmengen A und B können sich während einer Suchanfrage damit ständig verändern. Information Retrieval wird damit zu einem dynamischen Vorgang (Rauch 1994, 15 ff.), ebenso wie der Informationsbegriff sich als zeitabhängig erweist (Rauch 2004, 109 ff.).

Dieses Phänomen der ‚Informationsdynamik‘ kennt jeder Studierende, der eine Diplomarbeit schreibt, ein Kunde, der ein Produkt sucht, jeder recherchierende Journalist, ein Urlauber, der eine Reise zusammenstellt, oder ein Unternehmer, der eine Geschäftsidee entwickelt. Der Informationsvorgang ist in diesen Anwendungsfällen eben kein neutraler Prozess, der Realität beschreibt, wie sie ist. Information Retrieval ist vielmehr selbst Teil der Realität, beeinflusst diese und verändert sie.

Der Information-Retrieval-Vorgang verändert also zuerst die Weltsicht des Informationssuchenden (das ‚interne Außenweltmodell‘) und damit dessen ‚erweitertes Gedächtnis‘. Es werden diesem Gedächtnis neue Inhalte hinzugefügt, alte möglicherweise verändert oder gar verworfen, neue Strukturen, Assoziationen, Verbindungen hergestellt. Wenn der Informationssuchende diese neuen Erkenntnisse anderen Menschen mitteilt, dann beginnt sich in einem zweiten Schritt möglicherweise langsam auch das kollektive Gedächtnis der Menschheit zu verändern: Eine Erkenntnis beginnt sich durchzusetzen, ein Gedanke verbreitet sich.

Diese Rückkoppelung der eigenen Erkenntnis mit dem kollektiven Gedächtnis der Menschheit war in einer Sprechkultur noch leicht möglich. Das Wissen der Menschheit war in Sagen und Märchen, in Bauernweisheiten und Sinnsprüchen, in Gesängen und Epen, in Schulen und Akademien festgehalten. Das Wissen wurde mündlich weitergegeben und der Vermittler der Information war mit den Zuhörern unmittelbar konfrontiert: Zustimmung oder Ablehnung, Abweichung oder Übereinstimmung mit den Meinungen der Zuhörer wurden sofort wahrgenommen. Das kollektive Gedächtnis der Menschheit konnte daher auf Veränderungen der Welt reagieren, Fehler ausbessern und sich den geänderten Ansichten der Zuhörer anpassen, neue Erkenntnisse rasch übernehmen. Das System konnte damit Inhalte und Strukturen flexibel weiterentwickeln. Allerdings war es in seiner zeitlichen und örtlichen Verbreitung langsam, Änderungen wurden nicht dokumentiert, die Quellen des Wissens waren in der Regel nicht bekannt. Mit seiner Ausbreitung in Zeit und Raum konnte es sich unterschiedlich verändern.

Das änderte sich mit der Verbreitung der Schriftkultur. Nun wurde das kollektive Gedächtnis der Menschheit auf dauerhaften Datenträgern festgeschrieben. Das Wissen konnte personenunabhängig gesammelt und verwaltet werden. Es konnte über große räumliche und zeitliche Distanzen unverändert verbreitet werden. Eine weltweite Diskussion und Weiterentwicklung

des Wissensschatzes konnte erfolgen. Ein eindrucksvolles System zur Pflege, Verwaltung und Weiterentwicklung dieses kollektiven Gedächtnisses der Menschheit entstand. Bibliotheken und Universitäten sind wichtige Elemente dieses Systems.

Das neue System der Schriftkultur hatte aber gegenüber der Sprechkultur auch Nachteile. Vor allem wurde die Rückkoppelung mit dem Benutzer, dem Informationssuchenden, sehr erschwert. Reaktionen der Leser, Zustimmung oder Ablehnung, Fehler oder Ergänzungen können erst dann in das schriftliche Gedächtnis der Menschheit Eingang finden, wenn der Leser seine Rolle wechselt, zum Autor wird und selbst einen schriftlichen Beitrag publiziert. Das ist allerdings ein langwieriger und teurer Vorgang, dem sich nur ein kleiner Teil der Leser unterzieht. Der Vorteil der zeitlichen und örtlichen Flexibilität des kollektiven Gedächtnisses der Menschheit wurde also um den Preis seiner Schwerfälligkeit und Starrheit erkauft.

Schon Sokrates, der große Kritiker der Schriftkultur, hat auf dieses Problem hingewiesen. Er sagt im Dialog *Phaidros* (274c – 278b):

„Denn dieses Schlimme hat doch die Schrift, Phaidros, und ist darin ganz eigentlich der Malerei ähnlich; denn auch diese stellt ihre Ausgeburten hin als lebend, wenn man sie aber etwas fragt, dann schweigen sie gar ehrwürdig still. Ebenso auch die Schriften: Du könntest glauben, sie sprächen, als verstünden sie etwas, fragst Du sie aber lernbegierig über das Gesagte, so bezeichnen sie doch stets nur ein und dasselbe.“

Die Schriftkultur hat also ein Instrument geschaffen ‚nicht für das Gedächtnis, sondern für das Wiedererinnern‘ – ein kollektives Gedächtnis der Menschheit, dem eine entscheidende Funktion fehlt: Die unmittelbare Reaktion auf den Benutzer.

Die multimediale Informationsgesellschaft von heute bietet nun die Chance, dem schriftlich fixierten kollektiven Gedächtnis der Menschheit seine Flexibilität wiederzugeben, ohne auf die Zeit- und Ortsunabhängigkeit verzichten zu müssen. So wie ein Informationsvorgang das erweiterte Gedächtnis eines Individuums verändert (der Mensch also lernt), so kann der Benutzer mit neuer Informations- und Kommunikationstechnologie auch unmittelbar auf das kollektive Gedächtnis der Menschheit zurückwirken (das System lernt).

Ein Beispiel dafür ist ein Informationssystem, das Benutzeranfragen bzw. das Antwortverhalten in die Struktur der Datenbasis einbaut. Das geschieht z.B. dadurch, dass in einem Literaturinformationssystem ein Benutzer, der die Dokumente a, b und c sucht, darauf hingewiesen wird, dass andere Benutzer vor ihm gemeinsam mit a, b und c auch die Dokumente d und e gesucht hätten. Auch wenn die Links, die ein Benutzer in einem Hypertextsystem setzt, für künftige Suchanfragen ausgenutzt werden, entwickelt sich ein Information Retrieval System durch seine Benutzung dynamisch weiter. Voraussetzung dafür ist, dass die semantische Struktur der Datenbank durch den Retrievalvorgang verändert wird.

Ein anderes Beispiel könnten Massenmedien sein, die auf die Wünsche ihrer Leser reagieren. Heute läuft das noch über den mühsamen Weg des Leserbriefes oder der Regionalausgaben. Im Internet könnte hingegen die Information, welche Seiten ein Leser wie lange abrufen, direkt zu einer maßgeschneiderten Ausgabe für jeden einzelnen Leser führen. Das würde dann wohl rasch auch auf das Profil der Zeitung zurückwirken. So wie der Leser mit der Zeit eine immer besser an seine Bedürfnisse angepasste individuelle Zeitung erhielte, so würde sich die Zeitung allmählich immer mehr an die Interessen ihrer Leser anpassen können.

In dieser Dynamisierung der Datenbestände durch die Benutzung wird die größte Herausforderung für künftige Informationssysteme bestehen: Die Anfragen und Reaktionen der Benut-

zer aktiv aufzugreifen, sie als lernende Systeme zur Veränderungen der eigenen Strukturen zu nützen und damit das Wissen jedes Nutzers an alle weiteren Benutzer weiterzugeben. Es könnte damit ein völlig neuer Typ von Informationssystem entstehen, das als ‚Gesprächspartner‘ der Benutzer sich mit diesen zusammen weiterentwickelt. Informationssystem und Benutzer stünden einander nicht mehr getrennt gegenüber, sondern wachsen zu einer Einheit zusammen. Das könnte bei klassischen Literatur-Informationssystemen ebenso eintreten wie bei Massenmedien, Verkehrsleitsystemen, Datenbanken oder politischen Entscheidungssystemen.

Dabei sollte nicht außer Acht gelassen werden, welche (auch negativen) Konsequenzen eine zu rasche Reaktion von Datensammlungen auf die Benutzung haben könnte. Einerseits wird das Wachstum des Wissens, die Entwicklung der Wissenschaft, das Wissen über die Reaktionen von Bürgerinnen und Bürgern im politischen System, beschleunigt werden. Auch könnte die schnelle Anpassung an geänderte Märkte die Effizienz des Wirtschaftens erhöhen (bei Börse-Informationssystemen sind derartige Effekte ja bekannt).

Andererseits war der Informationsaustausch über das gedruckte Buch auch ein stabilisierendes Verzögerungselement und ein wichtiger Beitrag zur Qualitätssicherung. Ohne qualitative Filter und effiziente Qualitätssicherung könnte ein dynamisches, rückgekoppeltes Informationssystem auch zur Destabilisierung der Informationsgesellschaft beitragen. Was passiert mit den Kulturseiten einer Zeitung, wenn nur noch diejenigen Inhalte gedruckt werden, die der Käufer auch liest? Was passiert mit der Politik, wenn jede Stimmung der Bevölkerung sofort berücksichtigt wird? Was passiert mit der Wissenschaft, wenn die Qualitätskontrolle durch Herausgebergremien und Review-Prozesse dem Zeitdruck zum Opfer fällt?

Harald Zimmermann war sich dieser Problematik stets bewusst. Er setzt auf Qualität und Vertrauen (vgl. z.B. Zimmermann 2003, 127 ff.), um zu einer Verbesserung der Retrieval-Systeme zu kommen, und hat mit vielen seiner wissenschaftlichen Arbeiten dazu beigetragen. Wir wünschen Harald Zimmermann noch zahlreiche Projekte zur Bereicherung der Informationswissenschaft, die ihm so viel verdankt.

Literatur:

Rainer Kuhlen, Zum Stand pragmatischer Forschung in der Informationswissenschaft. In: *Pragmatische Aspekte beim Entwurf und Betrieb von Informationssystemen*. Universitätsverlag Konstanz: Konstanz 1990.

Wolf Rauch, Informationsdynamik und Informationspragmatik. In: *Mehrwert von Information – Professionalisierung der Informationsarbeit* (Hrsg. Wolf Rauch, Franz Strohmeier, Harald Hiller, Christian Schlögl). Universitätsverlag Konstanz: Konstanz 1994.

Wolf Rauch, Die Dynamisierung des Informationsbegriffes. In: *Wissen in Aktion – Der Primat der Pragmatik als Motto der Konstanzer Informationswissenschaft* (Hrsg. Rainer Hammwöhner, Marc Rittberger, Wolfgang Semar). Universitätsverlag Konstanz: Konstanz 2004.

Gernot Wersig: *Information – Kommunikation – Dokumentation*. Verlag Dokumentation: Pullach bei München 1971.

Harald H. Zimmermann: Zur Gestaltung eines Internet-Portals als offenes Autor-zentriertes Kommunikationssystem. In: *(Über-)Leben in der Informationsgesellschaft* (Hrsg. Ralf-Dirk Hennings, Stefan Grudowski, Wolfgang Ratzek). Deutsche Gesellschaft für Informationswissenschaft und Informationspraxis: Wiesbaden 2003.

Information und kulturelles Gedächtnis

Zur Speicherbarkeit kommunikativen Handelns

Winfried Lenders

1. Vorbemerkung

Klarheit über die verwendete Begrifflichkeit zu gewinnen, gehört sei je her zu den Tugenden wissenschaftlichen Arbeitens. Dies gilt besonders, wenn man es mit Begriffen zu tun hat, die auch zu den häufigsten Begriffen der Alltagssprache gehören, wie es bei ‚Information‘ der Fall ist. Für mehr als 40 Jahre hat dieser Begriff, zusammen mit dem Begriff ‚Sprache‘, die wissenschaftliche Arbeit von Harald Zimmermann geprägt, und Harald Zimmermann hat sich immer wieder mit der zugrunde liegenden Begrifflichkeit auseinandergesetzt. Wesentliches Element dieser Auseinandersetzung ist die Definition von Information als Prozess (Zimmermann 2004, im Anschluss an Kunz/Rittel), „der zum Zweck hat, das Wissen (den Wissenszustand) eines ‚Akteurs‘ zu verändern“ (Zimmermann 2004; ähnlich Zimmermann 1995). Der nachfolgende Beitrag greift diesen Begriff der Information auf und setzt ihn in Beziehung zum Begriff des Gedächtnisses, der in der modernen kulturwissenschaftlichen Diskussion eine zentrale Rolle spielt.

Damit soll zweierlei erreicht werden:

Zum einen soll der sachliche Zusammenhang zwischen Information und Gedächtnis verdeutlicht werden. Diesem Gesichtspunkt kommt deshalb Bedeutung zu, weil der heutige Sprachgebrauch eine statische Auffassung von Information im Sinne von ‚Gedächtnis‘ suggeriert, als ob damit ein manifestes Substrat bezeichnet werde, das – gleichsam wie in einem Gedächtnis – bewahrt oder aufbewahrt wird, das aufbewahrens-wert ist und das man bei Bedarf abrufen kann. Es wird sich zeigen, dass ‚Gedächtnis‘ oder ‚kulturelles Gedächtnis‘ die Voraussetzung von Information ist, nicht aber mit ihr identifiziert werden darf.

Zum anderen soll der Frage nachgegangen werden, ob Informationsprozesse, wie sie in Informationssystemen ablaufen, an eine bestimmte Form gebunden sind, die für unsere Kultur bestimmend ist, etwa an die Form des visuell oder auditiv wahrnehmbaren Dokuments und an die Möglichkeit, dieses analog oder digital zu speichern. Hintergrund dieser Frage ist die Annahme, dass Information als Prozess nicht an Schrift gebunden ist, sondern dass z.B. auch in Kulturen der Oralität, in denen keine Methoden der analogen oder digitalen Speicherung existieren, Informationsprozesse ein wesentliches Element gesellschaftlicher Kommunikation darstellen.

Um diese Fragen zu klären, werden zunächst erneut wesentliche Bestimmungstücke des Informationsbegriffs umrissen. Sodann wird, stellvertretend für einen allgemeinen Gedächtnisbegriff, der Assmansche Begriff des ‚kulturellen Gedächtnisses‘¹ erörtert, woraus sich schließlich einige Schlussfolgerungen für den Umgang mit ‚Information‘ ergeben.

2. ‚Information‘ – Wissen – Sprache

Mit dem Wort ‚Information‘ und mit dem damit bezeichneten Begriff haben sich in den letzten Jahrzehnten viele Autoren befasst. Das Spektrum reicht von der Analyse der Wortgeschichte bis hin zur exakten begrifflichen Abgrenzung gegenüber anderen Begriffen wie Kommunikation und Nachricht. Seriöse wissenschaftliche Arbeiten bauen auf solchen differenzierten Begriffsbestimmungen auf (z.B. Steinmüller 1993; Kuhlen 1999), ohne dass man sagen könnte, dass der Begriff als vollständig geklärt gelten kann.²

Das Wort ‚Information‘ hat, wie oftmals gezeigt wurde (z.B. Capurro (1978), Lyre (2002)), seinen Ursprung in der latinisierten Fassung des griechischen μορφή, von dem auch das Wortfeld ‚Morphologie‘ abstammt. Lat. *informare* bedeutet soviel wie *formen, gestalten, unterrichten, bilden, belehren, unterweisen*. In der Linguistik bezeichnet ‚Morphologie‘ die Lehre von der Gestaltung der Wörter, der Formung (Flexion) und der Wortbildung (Derivation, Komposition), in der Biologie meinen wir damit die Lehre von den verschiedenen Formen und Gestalten, die Lebewesen, Tiere und Pflanzen im Laufe ihres Lebens annehmen können.

Im Deutschen wurde das lateinische *informatio* während der Zeit des Humanismus, im Bestreben nach Verdeutschung der Fremdwörter, durch *Bildung* ersetzt (Lyre 2002, S.12). Mit *Bildung* bezeichnete man wohl zunächst den Vorgang, dann das Resultat der bildenden, unterweisenden und belehrenden Tätigkeit des Menschen. ‚Bildung‘ wurde zum Teil der Persönlichkeit des Menschen, Bildung macht den Einzelmenschen in seiner Eigenart aus. Wer sich der Unterweisung und Belehrung ausgesetzt hat, ist gebildet, wer sich ihr entzogen hat, ist ungebildet. Man sträubt sich jedoch, ‚gebildet‘ durch ‚informiert‘ und ‚ungebildet‘ durch ‚uninformiert‘ zu ersetzen, weil sich ‚Bildung‘ und ‚Information‘ begrifflich voneinander entfernt haben. Das Verb ‚informieren‘ und das daraus abgeleitete Verbalabstraktum ‚Information‘ bezeichnet das Resultat einer formenden, gestaltenden Tätigkeit des Menschen, und zwar das Resultat der Formung eines von der Persönlichkeit losgelösten geistigen Produkts. Wenn man von ‚Information‘ oder ‚Informationen‘ in diesem Sinne spricht, meint man manifestes Wissen als Resultat dieses Formungsprozesses.

¹ Der Begriff des kulturellen Gedächtnisses wird hier in einem weiteren Sinn verwendet, als von Assmann, auf den der Begriff zurückgeht, ursprünglich intendiert. Während Assmann wohl ‚nur‘ das gesellschaftliche Wissen im Umfeld des Geistes darunter begriffen hat, ist hier die Gesamtheit des überdauernden Wissens gemeint, das den Menschen in ihren tagtäglichen Kommunikations-handlungen zur Verfügung steht.

² In der ‚gelehrten‘ Umgangssprache und in Fachsprachen herrscht nach wie vor eine unreflektierte Verwendung von ‚Information‘ vor (vgl. z.B. http://de.wikibooks.org/wiki/%C3%9Cber_das_Wesen_der_Information).

An diesem Sprachgebrauch kann man nicht vorbei, und folgerichtig differenziert das Duden-Universalwörterbuch (2001, 829) bezüglich des Sprachgebrauchs zwischen ‚Information‘ als Vorgang des Informierens und ‚Information‘ als Mitteilung oder Hinweis, mit dem jemand über eine bestimmte Sache in Kenntnis gesetzt wird, die man einholen kann, die man jemandem wie eine Sache übergeben kann.

Die meisten wissenschaftlichen Begriffsanalysen von ‚Information‘ heben – wie Zimmermann - den Prozess- oder Vorgangscharakter hervor. So bestimmt Kuhlen (1999, S.138f.) unter ‚pragmatischer‘ Perspektive Information als referentielles Konzept: „Informationen referenzieren nicht nur das in Daten repräsentierte Wissen, sondern entfalten diese Bedeutung nur mit Referenz auf die aktuelle Benutzungssituation“. Information findet nicht ohne Benutzungssituation statt, ist also in einen Prozess eingebaut und kann daher auch als prozessualer Begriff bezeichnet werden. Folgerichtig nennt Kuhlen (1999, S.139) Information auch „Wissen in Aktion“. Hier wird allerdings ein weiterer Begriff eingeführt, der in der Regel undefiniert bleibt, der Begriff des Wissens. Verwendet man statt ‚Information‘ das Verb ‚informieren‘, so bezeichnet dieses eine sprachliche Handlung, mit der jemand mit Wissen ausgestattet wird, über das er nicht verfügt und das er begehrt. ‚Informieren‘ ist daher nach Habermas (1971, S.111) wohl den Sprechakten der Kommunikativa zuzuordnen. Der Gebrauch von ‚Informieren‘ und ‚Information‘ im prozessualen Sinn unterliegt damit den pragmatischen Bedingungen und Regeln, unter denen ein Sprechakt realisiert wird: Vorhandensein einer Entität, die etwas nicht weiß, dieses aber wissen will, und einer Entität, die über das Wissen verfügt und die aufrichtig beabsichtigt, dieses Wissen mitzuteilen und sich dabei eines bestimmten für beide Entitäten zugänglichen kanonisierten Zeicheninventars bedient. Wissen muss also vorhanden sein, damit Information, Informieren, stattfinden kann.

Der Informationsbegriff setzt den Wissensbegriff voraus. Anders als Information ist Wissen jedoch ein statisches Produkt, und zwar das Produkt von informationellen Prozessen, in denen Nichtwissen in Wissen verwandelt wird. Wissen ist also entweder vorhanden (nach dem Informationsprozess) oder nicht vorhanden (vor dem Informationsprozess). Zu unterscheiden sind zwei Weisen des ‚Informierens‘, durch die Wissen entsteht oder verändert wird, Erfahrung und Kommunikation, doch dies ist ein weites Gebiet, auf das hier nicht eingegangen werden kann.

Vorhandenes Wissen bedarf, damit es in Informationsprozessen genutzt werden kann, einer Repräsentation. Hier sind zwei Arten zu unterscheiden, die ‚interne‘ neuronale Repräsentation, wenn es sich um internes Wissen im individuellen Gedächtnis des Menschen handelt, um deren Erforschung Neurowissenschaftler bemüht sind, und die ‚externe‘ sprachliche Repräsentation, wenn es sich um externes, d.h. außerhalb der Individuen darzustellendes Wissen handelt. Bei der externen (‚sprachlichen‘) Repräsentation werden zwei Formen unterschieden, die natürlichsprachliche und die konstrukt sprachliche Repräsentation. Natürlichsprachliche Repräsentation von Wissen findet sich in jeder sprachlichen Äußerung, sei sie geschrieben oder gesprochen, und ist Voraussetzung für Prozesse des Informierens durch zwischenmenschliche Kommunikation, und konstrukt sprachliche Repräsentation von Wissen findet sich in Datenbanken, Ontologien und sonstigen formalen

Wissensrepräsentationen, wie sie heute z.B. mit besonderen Wissensrepräsentationssprachen, etwa im Rahmen der *Semantic Web Vision*, darstellbar sind.

Wissen in der Form geschriebener sprachlicher Äußerungen hat – seit Erfindung der Schrift und des Buchdrucks – in vielerlei Hinsicht eine dominante Rolle erfahren, mit der sich vor allem im 20. Jahrhundert viele Denker kritisch auseinandergesetzt haben.³ Zweifellos haben Schrift und Buchdruck für die Repräsentation von Wissen eine Dimension eröffnet, die inzwischen durch die technische Möglichkeit der Speicherung von Bild und Ton noch erheblich erweitert worden ist: Die dauerhafte Speicherung von Wissen in multimodaler Form steigert die *Zuverlässigkeit* und *Authentizität* des Gespeicherten und ermöglicht schnelles und effektives *information retrieval*. Lässt sich aber aus diesem Mehrwert, den die dauerhafte externe Speicherung von Wissen als Voraussetzung schneller und effektiver Informationsprozesse zweifellos erbringt, ableiten, dass alles gesellschaftlich relevante Wissen, das ‚Gedächtnis der Menschheit‘ also, letztlich extern, also in Form von Texten und Dokumenten, repräsentiert werden sollte oder repräsentiert ist? Aus der Auseinandersetzung um diese Frage, um die Funktion von Wissen in geschriebener – oder allgemeiner: in dauerhaft gespeicherter – Form entwickelte sich von ca. 20 Jahren der Begriff des kulturellen Gedächtnisses, dem im Folgenden nachgegangen werden soll.

3. Das kulturelle Gedächtnis

Der Begriff des kulturellen Gedächtnisses wurde von Jan und Aleida Assmann in den 80er Jahren im Anschluss an verschiedene Kulturhistoriker geprägt (vgl. J. Assmann 1992, S.22) und bildet einen Kernbegriff einer auf sprach- und kulturhistorischen Grundlagen aufgebauten Sprach- und Kommunikationstheorie. Er enthält den Gedächtnisbegriff, der, wie der Informationsbegriff, – auch aufgrund der bildlichen Verwendung von ‚Gedächtnis‘ – sehr griffig ist und sich in der wissenschaftlichen Literatur ebenso wie in der ‚gelehrten‘ Umgangssprache und im kulturpolitischen Umfeld findet. So findet sich der Gedächtnisbegriff, der an sich eher ein „hypothetisches Konstrukt“ (Wettler 1980, S.12) bezeichnet, zum Beispiel als Synonym für die heute in Form von Dokumenten vorliegende Gesamtheit des menschlichen Wissens: „Bibliotheken und Archive bewahren das Gedächtnis der Menschheit“, so hieß es zum Beispiel in einem kürzlich verteilten Flyer der Aktion Lesezeichen der Deutschen Bibliotheken zum Jahrestag des Brandes der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar am 2.9. 2004, und die UNESCO hat 1999 ein Programm zur Rettung des ‚Gedächtnisses der Menschheit‘ aufgelegt.⁴

Folgt man der Darstellung Assmanns, so führt das kommunikative Handeln der Menschen zu zwei allgemeinen Formen von Wissen, die Assmann als ‚kommunikatives Gedächtnis‘

³ Zur Diskussion in der Linguistik über den Primat der gesprochenen vor der geschriebenen Sprache vgl. z.B. Lyons 1983, S. 19. Zur Frage des Primats der Mündlichkeit vor der Schriftlichkeit vgl. McLuhan 1962.

⁴ Das UNESCO-Programm zum Erhalt des dokumentarischen Erbes Memory of the World - Gedächtnis der Menschheit. http://www.unesco.de/c_arbeitsgebiete/mow.htm

und ‚kulturelles Gedächtnis‘ bezeichnet.⁵ Das kommunikative Gedächtnis der schriftlosen Kulturen (Kulturen vor ‚Erfindung‘ der Schrift) baut sich auf aus Erinnerungen, die sich auf die jüngste Vergangenheit, etwa 3 – 4 Generationen, beziehen. Sein Geltungsanspruch ist die „persönlich verbürgte und kommunizierte Erfahrung“, die sich als ‚biographische Erinnerung‘ und ‚fundierende Erinnerung‘ darstellt. Das ‚kulturelle Gedächtnis‘ auf der anderen Seite beruht nach Assmann (1992, S.52) kulturgeschichtlich gesehen auf zwei ursprünglichen Organisationsformen, dem Fest und dem Ritus. Verkürzt gesagt bedarf es, damit es zur Ausprägung von dauerhaftem Wissen kommen kann, bestimmter ‚institutionalisierter Mnemotechniken‘ (a.a.O.), durch welche die Kohärenz des kulturellen Gedächtnisses gesichert wird. Je nach vorherrschender Mnemotechnik können zwei Spielarten von Kohärenz unterschieden werden, die rituelle, die auf Repetition und Wiederholung beruht, und die textuelle Kohärenz, die sich der Schrift und des Textes als Mnemotechnik bedient.

In der Geschichte der Medien kam es durch die Erfindung der Schrift zu einem Umschlag von ritueller zu textueller Kohärenz, bei welchem das Element der Wiederholung in den Hintergrund trat. Zwar hat es den Anschein, als würde gerade durch die Schrift Bekanntes immer aufs neue wiederholt (vgl. auch die Vervielfachung durch das Abschreiben und den späteren Buchdruck), in Wirklichkeit aber zeichnet nach Assmann (1992, S.97) die Schrift das Element der Variation aus, das darin besteht, dass Texte aufeinander Bezug nehmen, Themen variieren, fortsetzen etc. Hier spielt neben der Variation ein zweites grundlegendes Element hinein, die Interpretation. Texte nehmen Bezug auf Texte und Texte reagieren auf Texte, ein Vorgang der Variation und Interpretation, den Assmann (1992, S.280 ff.) ‚Hypolepse‘ nennt. ‚Hypoleptische‘ Kommunikation ist gleichsam Kommunikation über Räume und Zeiten hinweg, ein beständiges Bezugnehmen geschriebener und dokumentarisch verfügbarer Texte aufeinander. Hypolepse, so kann man folgern, führte schließlich zu der Form des kulturellen Gedächtnisses, die heute die so genannte Informationsgesellschaft prägt.⁶

Die Ausprägung des textuellen kulturellen Gedächtnisses wäre ohne technische Hilfsmittel, ohne spezielle Mnemotechniken und deren Kanonisierung nicht möglich gewesen. So habe sich, wie Assmann S.171 beschreibt, im alten Ägypten zur Kanonisierung des kulturellen Gedächtnisses das visuelle Medium der Hieroglyphen herausgebildet, in anderen Kulturen waren es Keilschrift, ideographische und alphabetische Schriften. Über die Kenntnis dieser Hilfsmittel hinaus postuliert Assmann (1992, S.282 ff.) weitere kanonische Rahmenbedingungen, ohne die Geschichte, vor allem Geschichtsschreibung und andere Formen der hypoleptischen Kommunikation, etwa in der Philosophie, nicht möglich wä-

⁵ Auf Einzelheiten der sehr viel differenzierteren Darstellung von Assmann kann hier nicht eingegangen werden. Assmann bezieht sich wohl ausschließlich auf den kulturhistorischen Prozess; offen bleibt bei ihm die Frage des Nebeneinander von kommunikativem Gedächtnis und kulturellem Gedächtnis, von der wir wohl für die gegenwärtige Kommunikationsgesellschaft auszugehen haben.

⁶ Es muss hier darauf verzichtet werden, auf Einzelheiten dieses ‚hypoleptischen‘ Prozesses, der, wie im Übrigen auch der Prozess der Repetition im Bereich der Oralität, zu einem unendlichen Prozess werden kann, näher einzugehen.

ren. Eine typische Rahmenbedingung ist die Bildung von Schulen, angefangen mit der Platonischen Akademie und dem Aristotelischen Peripatos, über diverse philosophische Schulen, Akademien und wissenschaftliche Institutionen bis zu den literarischen Richtungen. Hinzu kommen die Rahmenbedingungen des Bibliotheks-, Archiv- und Dokumentationswesens. In diesem Prozess erfahren die Themen die unterschiedlichsten Bearbeitungen und Variationen; sie verändern beständig ihre Form ($\mu\omicron\rho\phi\eta$) und gehen in diesen Formen und Gestalten in das kulturelle Gedächtnis ein.

Es ist offensichtlich, dass diese Tradition als Folge einer im Wesentlichen durch die Schrift zustande kommenden textuellen Kohärenz darstellbar ist. Es ist offensichtlich, dass das kulturelle Gedächtnis „eine Affinität zur Schriftlichkeit“ hat (Assmann 1992, S.59), die von ihrem Wesen her zur vermeintlichen Objektivierung des Individuellen und Einzelnen, zur Verallgemeinerung des Persönlichen, zur allgemein verfügbaren ‚Information‘ tendiert. Die seit Platons Phaidros oftmals geäußerten Vorbehalte gegenüber der Schrift haben in dieser Tendenz ihren Ursprung.

Aus der Affinität des kulturellen Gedächtnisses zur Schriftlichkeit ergibt sich aber nicht, dass dieses an Schriftlichkeit *gebunden* ist. Denn auch Kulturen der Oralität, die sich ritueller Mnemotechniken bedienen, entwickeln ein kulturelles Gedächtnis. Riten beruhen auf Repetition und Wiederholung von Handlungen und mündlich Tradiertem. Repetition setzt dabei fortschreitendes Interesse an den Inhalten voraus. Was fortschreitendes Interesse verspricht, wird rituell wiederholt und manifestiert sich als Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses. Es kann bei Bedarf abgerufen und in informationellen Prozessen verwendet werden. Technische Mittel der digitalen und analogen Speicherung und Verbreitung von Wissen im großem Stil (Informationssysteme), über die wir heute verfügen, rechtfertigen also nicht, von ‚Informationsgesellschaft‘ zu sprechen. Vielmehr findet in jeder Gesellschaft, in der Kommunikation das vorherrschende Moment der gesellschaftlichen Konstitution ist, Information statt, laufen beständig Prozesse des Informierens ab. Information ist, wie Luhmann (1998) in seiner großangelegten Begründung der Gesellschaft auf die Operation der Kommunikation ausgeführt hat, stets etwas Neues, Unwiederholbares und Überraschendes. Sie ist, wenn man sie überhaupt als ‚Produkt‘ bezeichnen will, ein „Zerfallsprodukt“ (Luhmann 1998, S. 1095), also nicht an Schrift oder andere Formen der Speicherung gebunden.

Dennoch hat die Kultur der Schriftlichkeit, ausgehend von der griechischen Schriftkultur (Assmann 1992, S.280) und fortgesetzt durch die von McLuhan (1962) als ‚Gutenberg-Galaxis‘ apostrophierte Kultur der Printmedien, einzigartige Möglichkeiten hervorgebracht. Unter anderem wurde sie von verschiedenen neueren Medientheoretikern für die Entstehung der abendländischen rationalistischen Strömungen und damit auch für das durch Alan Turing 1936 prägnant formulierte Modell universaler Berechenbarkeit verantwortlich gemacht, in das vielfach auch die Berechenbarkeit des menschlichen Handelns und Denkens (vgl. die Bezeichnung ‚Künstliche Intelligenz‘) einbezogen wurde. Es ist sicher nicht von der Hand zu weisen, dass auch das Streben nach Authentizität und Sicherheit, das die moderne Informationsgesellschaft prägt, mit diesem rationalistischen Grundzug von Text und Schrift zusammenhängt.

4. Schlussfolgerungen

Kehren wir zu den anfänglich aufgeworfenen Fragen zurück, zum einen ob das, was man als ‚Gedächtnis‘ oder ‚kulturelles Gedächtnis‘ der Menschheit bezeichnet, mit dem identifiziert werden darf, was man mit ‚Information‘ und ‚Informationen‘ meint, und zum anderen, ob Informationsprozesse und damit auch das kulturelle Gedächtnis an eine bestimmte Form gebunden sind, die für unsere Kultur bestimmend ist, etwa an die Form des visuell oder auditiv wahrnehmbaren Dokuments und an die Möglichkeit, dieses analog oder digital zu speichern.

Die erste Frage kann kurz und knapp mit Kuhlen und Zimmermann dahingehend beantwortet werden, dass Information ein Prozess ist und nicht ein Substrat. Information setzt vielmehr ein Substrat voraus, nämlich das verfügbare Wissen, das in Gedächtnissen, vor allem im kulturellen Gedächtnis, abgespeichert ist.

Zur zweiten Frage ist zunächst festzustellen, dass nicht jeder Prozess, der in einer konkreten Benutzungssituation als ‚informieren‘ bezeichnet wird, zu einer Vermehrung des kulturellen Gedächtnisses führt.

Das Kriterium der damit notwendigen Auswahl kann nicht der Umstand sein, dass etwas speicherbar ist. Die prinzipielle Möglichkeit der Speicherbarkeit birgt eine Gefahr in sich: Sie verführt dazu, alles und jedes zum Bestandteil des kulturellen Wissens zu machen. Um dieser Gefahr zu entgehen, bedarf es der Auswahlkriterien. Ein mögliches Auswahlkriterium wäre das Interesse der Öffentlichkeit: das einmalige, für den privaten Gebrauch Bestimmte kann nicht Eingang in das kulturelle Gedächtnis finden und zum Bestand des Verfügbaren gehören, sondern nur das, was allgemeines Interesse verdient. Was dies ist, muss letzten Endes in einer Gesellschaft durch öffentliche Kommunikation konsensual entschieden werden. So sind etwa Briefe und Tagebücher privater Personen in der Regel nur für deren unmittelbare Adressaten interessant; erst wenn ein größeres Interesse der Öffentlichkeit (einer Mehrzahl von Individuen) entsteht, werden sie zu gesellschaftlich relevantem Wissen und finden Eingang in das kulturelle Gedächtnis. Für den praktischen Gebrauch ergibt sich hieraus die Konsequenz, dass immer und überall zu entscheiden ist, welche in konkreten Situationen gefallenen Äußerungen dem kulturellen Gedächtnis zuzuführen sind. Vor diese Entscheidung ist z.B. jeder Protokollant einer Sitzung gestellt: Äußerungen, die protokolliert werden, werden Teil des kulturellen Gedächtnisses, sie werden aus ihrer konkreten Nutzungssituation herausgelöst und gehen als verfügbares Wissen in neue Nutzungssituationen ein. Wenn, wie Assmann (1992, S.59) für die Entwicklung des kulturellen Gedächtnisses feststellt, die „Methode der Oral History“ es in schriftlosen Kulturen schwerer habe, weil sie erst lernen müsse, „aus der mündlichen Überlieferung das auszusondern, was auf die Seite der kulturellen und nicht der alltagsbezogenen Erinnerung gehört“, so besteht andererseits in Schriftkulturen die Problematik darin, das, was erinnerenswert ist, auszusondern und den Rest tatsächlich zu vernichten. Es muss im Umgang mit Information und Wissen Mechanismen geben, die der Beharrungstendenz der Schrift entgegenwirken, Mechanismen, die den Vergessenprozessen des neuronalen Gedächtnisses

ähneln und die es erlauben, zu eliminieren oder zumindest zu relativieren.⁷ In der Tat hat unsere Gesellschaft Mechanismen dieser Art ausgebildet, von den Aussonderungskriterien der Archivare über Zitationsindizes bis hin zu den Relevanzkriterien der Suchmaschinen und den Regularien und Korrektiven interaktiver und offener Internetforen. Dennoch ist die Chance gering, dass einmal Archivierte wieder verschwindet – zumal dann, wenn es in zahlreichen Kopien existiert.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass die authentische Speicherung von Wissen z.B. in Dokumenten und Datenbanken, wie sie mit Erfindung der Schrift, später des Buchdrucks und jüngst der digitalen Speicherung möglich wurde, als eine Spielart des kulturellen Gedächtnisses aufzufassen ist. Auch in Kulturen der Oralität wird gesellschaftlich Wichtiges aufbewahrt, so dass man generell der gesellschaftlichen Kommunikation das Moment des Bewahrens als immanentes Prinzip zusprechen muss. Dieses Prinzip artikuliert sich im Bedürfnis nach Repetition des Wichtigen, aber auch nach dessen Variation. Hier sei an die ungeschriebenen Regeln, Verhaltensmuster und Rituale erinnert, deren man sich in der Kommunikation bedient und ohne die Kommunikation nicht funktionieren würde (vgl. Goffman 1967; 1977).

Übrigens findet sich dieses Prinzip der Unabhängigkeit der Sprache als Träger dauerhaften Wissens von den technischen Medien der Aufbewahrung und Konservierung wie Schrift und Druck auch in philosophischen Reflexionen über das Verhältnis von Sprache und Schrift. So hat sich etwa der französische Kulturphilosoph Jacques Derrida (1983) mit Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale* auseinandergesetzt, und zwar insbesondere mit Saussures These von der Schrift als ‚Abbild‘ der Sprache. Nach Saussure, so interpretiert Derrida, habe das geschriebene Wort die Hauptrolle vor dem gesprochenen Wort ‚usurpiert‘. Im Unterschied zu Saussure kommt Derrida zu dem Schluss, dass es zum Wesen der gesprochenen Sprache *ebenso* wie zu dem der Schrift gehöre, das zu leisten, was Saussure ‚Usurpation‘ genannt habe (1983, S.70). Was aber ist es, was gesprochene Sprache und Schrift gleichermaßen leisten, was gleichsam beiden zugrunde liegt? Derrida nennt dies, obwohl er zuvor den Schriftbegriff einer Dekonstruktion unterzogen hat, weiterhin ‚Schrift‘, aber auch ‚Urschrift‘ oder ‚ursprüngliche Schrift‘, die gleichsam die (transzendente) Bedingung für die Möglichkeit jeden sprachlichen Systems ist (1983, S.105). Im weiteren Verlauf seines Essays verwendet Derrida als Bezeichnung für diese Urschrift, diese „ursprüngliche Möglichkeit des gesprochenen Worts“ (123), auch das Wort ‚Spur‘, die beinahe im gleichen Atemzug auch als „Urphänomen des ‚Gedächtnisses‘, welches vor dem Gegensatz zwischen Natur und Kultur, Animalität und Humanität usw., gedacht werden“ müsse. Versucht man, diese kaum referierbaren Gedankengänge auf das anzuwenden, was oben zum Informationsbegriff ausgeführt wurde, so wären es die Informationsprozesse, die in der Geschichte der Menschheit ‚Spuren‘ hinterlassen, die sich jedoch beileibe nicht ausschließlich in Archiven und Informationssystemen niederschlagen.

⁷ So gehört zur Ausbildung im Archivwesen von je her die Vermittlung von Entscheidungskriterien, was von bleibendem Interesse ist und was nicht (Relevanzkriterien).

5. Literatur

Assmann, Jan (1992). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck. Broschierte Ausgabe 4. Aufl. 2002.

Capurro, R. (1978). *Information. Ein Beitrag zur etymologischen und ideengeschichtlichen Begründung des Informationsbegriff*. München: Saur.

Derrida, Jacques (1983). *Grammatologie*. Frz. Originalausgabe unter dem Titel *De la grammatologie*, Paris: Les Editions de Minuit, 1967. Ins Deutsche übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt: Suhrkamp.

DUDEN – Deutsches Universalwörterbuch. 4. Aufl. Mannheim 2001: Dudenverlag.

Goffman, Erving (1967). *Interaction Ritual*. Dt. Übersetzung Frankfurt: Suhrkamp, 1971.

Goffman, Erving (1977). *Rahmen-Analysen. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt.

Habermas, Jürgen (1971). Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: *J. Habermas/N. Luhmann. Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kuhlen, Rainer (1999). *Die Konsequenzen von Informationsassistenten: Was bedeutet informationelle Autonomie oder wie kann Vertrauen in elektronische Dienste in offenen Informationsmärkten gesichert werden?* Frankfurt: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1998). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.

Lyons, John (1983). *Die Sprache*. Dt. Übersetzung des engl. Orig. u.d.T. *Language and Linguistics*, Cambridge University Press, 1981.

Lyre, Holger (2002). *Informationstheorie. Eine philosophisch-naturwissenschaftliche Einführung*. München: Fink, (UTB 2289).

McLuhan, Marshall (1962). *The Gutenberg Galaxy*. New York: McGraw-Hill

Pörksen, Uwe (1988). *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Kotta.

Steinmüller, Wilhelm (1993). *Informationstechnologie und Gesellschaft. Einführung in die Angewandte Informatik*. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Turing, Allan M. (1936). On computable numbers, with an application to the Entscheidungsproblem. In: *Proceedings of the London Mathematical Society, ser. 2, 42: 230-265*.

Wettler, Manfred (1980). *Sprache, Gedächtnis, Verstehen*. Berlin/New York: de Gruyter.

Harald H. Zimmermann (1995). Information als Wissenstransfer. Zur informationswissenschaftlichen Lehre und Forschung in Saarbrücken. In: *Thomas Seeger (Hrsg., 1995): Aspekte der Professionalisierung des Berufsfeldes Information: Beiträge zu Ausbildung und Beruf in der Informationslandschaft anlässlich des 10jährigen Bestehens des Fachbereiches Information und Dokumentation der Fachhochschule Darmstadt. Schriften zur Informationswissenschaft Nr. 21*. Konstanz: UVK, S. 349-360.

Harald H. Zimmermann (2004). Information in der Sprachwissenschaft. In: *Rainer Kuhlen, Thomas Seeger, Dietmar Strauch (Hrsg., 2004): Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation*. 5., völlig neu gefasste Ausgabe. München: K.G. Saur, S. 705-710.

Anmerkungen zur Grundlegung der Informationsethik

Rainer Hammwöhner¹

Zusammenfassung

In diesem Beitrag werden verschiedene Aspekte einer Begründung einer Informationsethik betrachtet. Zunächst wird eine sinnvolle Abgrenzung zu konkurrierenden Ethiken – Netz- und Medienethik – gesucht. Aus Sicht der Generierung, Distribution und Bewahrung von Information wird die Informationsethik als umfassender und allgemeiner als die anderen angesehen. Weiterhin wird die Option einer diskursethischen und damit absoluten Begründung der Informationsethik diskutiert und zugunsten einer pragmatistischen Sichtweise zurückgewiesen.

1. Einführung

Ethische Fragestellungen haben derzeit wieder Konjunktur. Das zeigt sich einerseits an der Verlagerung politischer Entscheidungen in mit Experten besetzte „Ethikräte“ und andererseits in der Vielzahl von Publikationen zu spezialisierten Bereichsethiken – etwa Bioethik, Technikethik oder Informationsethik. Zumeist werden Bereichsethiken als angewandte Ethiken begriffen, die von einer allgemeinen Ethik² zu unterscheiden sind. Während die allgemeine Ethik Moralprinzipien oder allgemeine Kriterien zur Bewertung von Handlungen zur Verfügung stellt, bringt die Bereichsethik das Expertenwissen ein, um die komplexen Zusammenhänge des Anwendungsbereichs hinsichtlich allgemeiner Moralprinzipien und bestehender weltanschaulicher Festlegungen – etwa hinsichtlich der Natur des Fortschritts – zu interpretieren.

Gegen dieses Modell lassen sich mehrere Einwände geltend machen. Der verschiedentlich erhobene Vorwurf³, ethische Debatten würden missbraucht, um Entscheidungen, die längst aus politischen oder ökonomischen Gründen gefällt seien, dem zögernden Publikum schmackhafter zu machen, betrifft die Praxis aber nicht den Kern der ethischen Argumentation. Wenn in einem Gebiet wie dem Informationssektor gleich eine Vielzahl überlappender Ethiken postuliert werden – Computer-Ethik, Medienethik, Informationsethik, Netzethik, Cyberethik – so entsteht doch der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit, die zum selektiven Gebrauch der jeweils „passenden“ Ethik einlädt.

¹  Dieser Text ist unter der folgenden Creative Commons Lizenz lizenziert: Attribution-NonCommercial-NoDerivs 2.0 Germany (<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>).

² Fischer 04, S. 179.

³ Etwa Kuhlen 04, S. 16, oder Fischer 04, S. 182.

Angreifbar ist auch die Annahme, dass die Bereichsethik die quasi unwandelbaren Prinzipien der allgemeinen Ethik nur dem konkreten Anwendungsproblem adaptiere. Die Forschung im Bereich etwa der Biologie – Genetik und Neurobiologie – hat einen Stand erreicht, der – denkt man z.B. an naturalistische Modelle des Geistigen – grundlegende Annahmen über den Menschen in Frage stellt und damit auch die Grundlagen der Ethik tangiert. An anderer Stelle⁴ haben wir erste Hinweise dafür aufgezeigt, dass auch informationsethische Fragestellungen eng mit Grundfragen der Ethik verbunden sind. Diese Gedanken sollen hier weiter ausgearbeitet werden.

2. Informationsethik, Medienethik, Netzethik, Computerethik – ein Abgrenzungsproblem?

Stellt man die in den letzten Jahren zum Informationssektor in Publikationen vorgestellten Spezialethiken zusammen, so scheint dieser wie kein anderer unter einer gewissen Überversorgung zu leiden. Im Folgenden sollen die jeweiligen Ethikansätze kurz vorgestellt werden, so dass Unterschiede in der Methodik aber auch im Gegenstandsbereich hervorgehoben werden.

2.1 Medienethik

Als etablierteste unter den hier vorzustellenden Ethiken kann die Medienethik angesehen werden. Greis⁵ etwa weist auf zwei große Wellen medienethischer Publikationen gegen Ende des 19. Jahrhunderts und in den zwanziger Jahren hin, die mit der Institutionalisierung der Presse und mit dem Ausbau der journalistischen Ausbildung zusammen hingen. Medienethik ist somit, wie auch Koziol⁶ pointiert feststellt, an das Prinzip der Öffentlichkeit und damit an die Massenmedien gebunden. Eine Herausforderung an die Medienethik stellt das Internet dar, das Aspekte von Öffentlichkeit und Privatheit, von Nah- und Fernkommunikation in völlig neuer Weise konfiguriert⁷.

Hinsichtlich der Methodik sind sehr unterschiedliche Ansprüche an eine Medienethik anzutreffen. Während Wiegerling⁸ – durchaus in Einklang mit der Durchführung medienethischer Studien – Medienethik primär als deskriptive Ethik versteht, kritisiert Leschke eine theoriearme und philosophieferne Medienethik⁹, die zur Rechtfertigung des Bestehenden erhalten müsse¹⁰. In einem Durchgang durch ethiktheoretische Ansätze kommt er allerdings zu dem Schluss, dass der Versuch, Normen aus Ethiktheorien zu begründen, zwangsläufig zu Aporien führe¹¹. Eine Medienethik sei deshalb unter Verzicht eines normensetzenden Anspruchs als Metaethik zu begreifen, welche den Zusammenhang von historischen Situationen – Macht-konstellationen, soziale Gegebenheiten etc. – und Normensystemen zu rekonstruieren vermag.

⁴ Hammwöhner 2004.

⁵ Greis 2003a, S. 3.

⁶ Koziol 2003, S. 19.

⁷ Vgl. Greis 2003b, S. 157.

⁸ Wiegerling 1998, S. 1.

⁹ Leschke 2001

¹⁰ ebenda, S. 110 f.

¹¹ ebenda. S. 27 ff.

Die Themenbereiche der Medienethik lassen sich in einer Matrix gliedern, die jeweils die Zuordnung zu den Einzelmedien – Zeitung, Film, Fernsehen, Internet – die Einordnung in Phasen des Produktions- und Rezeptionsprozesses – Produktion, Distribution und Rezeption – sowie die Einflussgrößen gesellschaftlicher Prozesse – Markt, Politik – erfasst. Konkrete Fragestellungen der Medienethik etwa betreffen die Rolle und Wirkung von Gewalt im Fernsehen, die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit des Berichterstatters oder die Sorgfaltspflichten des Rechercheurs. In dem Maße, wie auf derartige Fragen, entweder aus konkreten Problemlösungen heraus oder aufgrund theoretischer Erwägungen, Lösungen gefunden werden, schlagen sie sich in Form von Regeln einer Berufsethik nieder, die in einem „Code of Ethics“¹² kodifiziert werden können. Solche Regelsammlungen, die häufig von Berufsverbänden oder Interessengruppen zusammengestellt und verwaltet werden, existieren im Gegenstandsbereich aller hier zu diskutierenden Bereichsethiken. In den Medienberufen, deren professionelles Wirken in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen war, sind sie allerdings sehr detailliert ausgearbeitet. Als Leitfaden für ein angemessenes Verhalten im Beruf kann ihnen eine verhaltensobjektivierende Funktion nicht abgesprochen werden. Ersetzt der Hinweis auf die Regeln des „Code of Ethics“ aber die Debatte über angemessenes moralisches Verhalten, so nehmen diese genau die viel kritisierte oben schon angesprochene Alibifunktion ein, welche die Bereichsethik insgesamt zu diskreditieren droht.

2.2 Computerethik

Als ein Gründungstext der Computerethik kann Joseph Weizenbaums¹³ „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ angesehen werden. Weizenbaums Kritik richtet sich gegen eine instrumentelle Vernunft, die den Computer, das neue Universalwerkzeug, in Anwendungszusammenhänge stellt, die der Verfasser als inhuman ansieht, die somit zu einer entmenschlichten Gesellschaft führen müssten. Hervorzuheben sind hier alle Anwendungen, die einen empathischen, menschlichen Zugang durch einen instrumentellen ersetzen sollen, etwa in der Therapie von psychischen Problemen¹⁴. Nach Weizenbaum kann eine Computerethik also als eine spezifische Technikethik¹⁵ begriffen werden. Diese Einordnung wird auch durch die von Moor¹⁶ vorgeschlagene Definition des Begriffs Computerethik gestützt. Während aber Weizenbaum die Frage der Chancen und Risiken von Computertechnik generell aufwirft und primär an den Möglichkeiten der damals neuen Technologie orientiert ist, nehmen spätere Autoren¹⁷ eine Systematisierung vor, die auch für andere Bereichsethiken von Bedeutung ist. Sie unterscheiden Fragen der Privatheit von Daten, der Computerkriminalität (Datendiebstahl etc.), der Verbindlichkeit von Handlungen in anonymen Datennetzen etc. An derartigen Systematiken sind z.T. auch für die Informatik entwickelte „Codes of Ethics“¹⁸ orientiert, die jedoch häufig eher allgemeine Fragen des Wohlverhaltens im Vordergrund stel-

¹² IPC 2005

¹³ Weizenbaum 1978

¹⁴ ebenda, S. 351

¹⁵ vgl. Fischer 2004, S. 179 ff.

¹⁶ Moor 1985

¹⁷ etwa Johnson 2004

¹⁸ vgl. COE 2005

len. Winograd und Flores¹⁹ greifen Weizenbaums Kritik an der Substitution menschlicher Leistungen durch Computer auf, wie sie Ziel des performanzorientierten Zweiges der Erforschung „künstlicher Intelligenz“ ist. Computer sind für sie nicht Kommunikationspartner sondern Kommunikationsmedien. Dieser Aspekt der Nutzung von Computern erhält eine zunehmende Bedeutung mit dem Aufkommen der neuen digitalen Medien, insbesondere des Internet, so dass es hier unter der Bezeichnung „Netzethik“ zur Entwicklung einer eigenen Bereichsethik gekommen ist (s.u.).

2.3 Netzethik / Cyberethik

Die Kommunikationsformen, die durch die neuen Kommunikationsprotokolle des Internet ermöglicht wurden, brachten zwangsläufig ein verändertes Verhalten ihrer Teilnehmer hervor. Als Ergebnis selbstregulierender Prozesse entstanden Verhaltensregeln (Netiquette, Chatiquette usw.²⁰) durch die sich die meisten Nutzer gebunden fühlen. Diese befinden sich aber zumeist auf der Ebene einfacher, nach den Anforderungen des jeweiligen Internetdienstes (email, chat usw.) ausgeformter Benimmregeln, die noch weitgehend ohne moralischen Gehalt sind. Der neue Stil der Interaktion kann aber auch dazu führen, dass die Nutzer traditionelle Werte neu gewichten. Diese Veränderungen zu erheben, war ein erster, deskriptiver Schritt auf dem Weg zu einer Ethik des Netzes. Dabei kann sich die Aufmerksamkeit zunächst auf Prozesse des Informationsaustauschs konzentrieren²¹ und untersuchen, ob die Einschätzung hinsichtlich Wahrhaftigkeit oder Sorgfaltspflicht Änderungen unterworfen sind, wie sich der Zugang zur Information für die Nutzer verändert und ob hier Gerechtigkeitsprinzipien außer Kraft gesetzt sind (digital divide). Darüber hinaus sind aber auch weitergehende Möglichkeiten der neuen Kommunikationsformen zu berücksichtigen, wie etwa das Spiel mit virtuellen und künstlichen Persönlichkeiten etc.²²

2.4 Informationsethik

Die vorangestellten Kurzdarstellungen der Medien-, Computer-, und Netzethik zeigte jeweils eine Kombination von spezifischen Fragestellungen und gemeinsamen übergreifenden Problematiken. Erstere betreffen spezifische Eigenschaften der eingesetzten Medien sowie den an der Kommunikation beteiligten Adressatenkreis. Es überwiegen aber die Gemeinsamkeiten, die Fragen nach Privatheit, gerechtem Zugang zu Wissen, Rechten am geistigen Eigentum oder die Frage nach den sozialen Implikationen eines Eingriffs in die Struktur des etablierten Mediensystems²³. Informationsethik lässt sich nunmehr als eine weitere derartige angewandte Ethik begreifen, die ihren Schwerpunkt im professionellen Informationssektor, etwa der Fachinformation²⁴, hätte. Wir wollen an dieser Stelle jedoch einen anderen Ansatz verfolgen. Die schon erwähnten Überschneidungen der hier relevanten Bereichsethiken führen bereits verschiedentlich zu Versuchen, diese zu hierarchisieren. Sowohl Schwenk als auch Greis²⁵ sehen

¹⁹ Winograd / Flores 1986

²⁰ <http://de.wikipedia.org/wiki/Netiquette>, <http://de.wikipedia.org/wiki/Chatiquette>

²¹ vgl. Schwenk 2002

²² vgl. Turkle 1999

²³ z.B. Zimmermann 1998

²⁴ COE 2005 verweist u.a. auch auf einen Code of Ethics für Information Professionals, vgl. auch Wiegerling 1998, S. 2 f.

²⁵ Schwenk 2002, S. 19 ff; Greis 2003b

die Netzethik als einen speziellen Anwendungsbereich der Medienethik. Wiegerling²⁶ wiederum sieht die Medienethik als ein Teilgebiet einer allgemeineren Informationsethik. Eine ähnliche Position nimmt auch Capurro²⁷ ein. Beiden Vorschlägen ist gemeinsam, dass sie den Aspekt der Informationsvermittlung als zentraler gegenüber den jeweiligen Medien annehmen. Mag derartigen Hierarchien auch immer etwas Subjektives anhaften, wir werden im Weiteren sehen, dass die informationsethische Perspektive geeignet ist, um gewisse Aporien und Möglichkeiten ethischer Begründungen deutlicher aufzuzeigen, als dies aus anderem Blickwinkel möglich wäre.

Dennoch bleibt eine genauere Bestimmung des Gegenstandsbereichs der Informationsethik zu leisten. Konsens besteht wohl darin, dass Informationsethik sich auf Handlungen im Zusammenhang mit der Produktion, Distribution und Rezeption von Information²⁸ bezieht. Nicht-informativer Gebrauch von Medien – etwa zur Unterhaltung – wäre somit von einer Informationsethik nicht zu behandeln. Strittig dürfte jedoch eine Einschränkung der Informationsethik auf bestimmte Medien sein. Zwar wird der aktuell zu verzeichnende Diskussionsbedarf primär durch die globalen, digitalen Medien hervorgerufen²⁹, dennoch ist Informationsethik nicht nur als „Ethik in elektronischen durch Umgang mit Wissen und Information bestimmten Räumen“³⁰ zu definieren. Die Frage nach den Informationsfreiheiten etwa erhält durch die neuen technischen Möglichkeiten einen neuen Impuls, zieht ihre Kraft aber aus älteren Quellen, die nicht durch eine Einschränkung auf ein technisches Medium verschüttet werden sollten. Informationsethik sollte sich also ungeachtet des Mediums mit den oben umrissenen Handlungen befassen.

3. Begründungsmöglichkeiten einer Informationsethik

Die Informationsethik kann – analog zur Politikethik oder Bioethik – als eine angewandte oder Bereichsethik angesehen werden. Derartige Ethiken richten ihr Augenmerk auf einen spezifischen Kontext, in dem angemessene Handlungsweisen bestimmt werden sollen. Darin unterscheidet sie sich von der auf allgemeine Prinzipien ausgerichteten normativen Ethik oder der Metaethik. Die handlungsorientierende Funktion kann sich dabei aus einer Anwendung allgemeiner normativer Prinzipien ergeben – der Begriff der angewandten Ethik legt diese Sichtweise nahe. Aus den Bereichsethiken – so die andere Sichtweise – und den an sie gestellten Anforderungen können sich aber auch Impulse für die philosophische Ethik im Allgemeinen ergeben. In der Informationsethik wurden bisher beide Wege beschritten. Zunächst wollen wir uns mit den Versuchen der diskursethischen Begründung der Informationsethik auseinandersetzen, wie sie etwa von Kuhlen und Hamelink³¹ gewählt wurden.

²⁶ Wiegerling 1998, S. 1

²⁷ <http://www.capurro.de/ethikskript/kap4.htm#Par4.1>, zitiert am 14.5.2005

²⁸ Dass Schicksal, dass jeweils definierende Begriff kontrovers diskutiert wird, teilt die Informationsethik mit der Medienethik. Ropohl 1991 etwa vereint Überlegungen zum Informationsbegriff und erste informationsethische Implikationen.

²⁹ vgl. etwa Capurro 2003a,

³⁰ Kuhlen 2004, S. 9.

³¹ vgl. Kuhlen 2004 und Hamelink 2000

3.1 Probleme einer diskursethischen Begründung der Informationsethik

Die Diskursethik stellt den derzeit letzten einflussreichen Versuch dar, eine Ethik in der Tradition Kants auf absolute Vernunftgründe aufzubauen. Das Instrument der ethischen Entscheidung ist das Verfahren der moralischen Argumentation³². Es gilt grundsätzlich, dass alle moralischen Fragen durch Konsensfindung in einem realen Diskurs so zu lösen sind, dass die Folgen des Konsenses für alle Beteiligten akzeptabel sind. An den moralischen Diskurs sind hinsichtlich der Form Bedingungen zu knüpfen. Etwa sollten alle die gleichen Chancen haben, ihre Intentionen zu artikulieren. Auch sollten keine asymmetrischen Machtkonstellationen vorliegen.

Diese Forderungen können aber nur erfüllt werden, wenn alle am Diskurs Beteiligten ihre Argumentation gleichermaßen durch Information zur Sache untermauern können, bzw. wenn jede zur Sache beitragende Information von den Teilnehmern des Diskurses erfragt werden kann. Dies würde zweifelsohne auf sehr weitgehende Informationsfreiheitsrechte hinauslaufen.

Dieses Ergebnis ist insofern nicht weiter verwunderlich, als der Diskursethik zahlreiche moralische Postulate implizit mit in die Verfahrensregeln des moralischen Diskurses eingeschrieben sind. Man könnte fast sagen, dass die Diskursethik eine bestimmte Informationsethik voraussetzt, so dass unweigerlich zirkuläre Begründungsstrukturen entstehen³³.

Wir sehen, informationsethische Positionen ergeben sich zum Teil schon allein aus der Akzeptanz einer ethischen Grundhaltung überhaupt. Es ist nicht ohne performativen Widerspruch möglich, sein Handeln ethischen Maximen unterordnen zu wollen, ohne bestimmte informationsethische Prämissen zu akzeptieren. Das ethische Urteil bedarf einer informationell abgesicherter Sachkenntnis. Der Pflicht, diese Information einzuholen, korrespondiert das Recht, über sie verfügen zu dürfen.

Die der Diskursethik impliziten Gleichheits- und Gerechtigkeitsannahmen schließen weiterhin aus, dass der geforderte Informationszugang nur auf einer rein formalen Ebene – „im Prinzip ist jedem diese Information zugänglich, manchen aber leichter“ – gewährleistet wird. Damit ist die Problematik der „Digital Divides“ angesprochen, der Trennung zwischen informationsreichen Industrie- und informationsarmen Entwicklungsländer auf der globalen Ebene, aber auch zwischen Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Informationsversorgung, reich – arm, jung – alt usw., auf lokaler Ebene. Schon aus den Grundpositionen der Diskursethik sind also starke Verpflichtungen ableitbar, hier Abhilfe zu schaffen.

Auch hinsichtlich einiger Kernannahmen hinsichtlich des Schutzes privater Information lassen sich ähnliche Überlegungen anstellen. Die Teilnahme an einem ethischen Diskurs ist nur handelnden Subjekten möglich, Personen, die für ihr Handeln verantwortlich sind. Schon die Herkunft des Begriffs – die Persona bezeichnete die Maske des antiken Schauspielers – zeigt die Existenz von Grenzen auf, hinter die nach den Regeln des Spiels nicht geschaut werden darf. Personale Integrität bedarf der Abgrenzung gegenüber der sozialen Umwelt. Ein Überschreiten dieser Grenzen zerstört die Grundlagen der Ethik. Dieser Grundsatz wird auch nicht dadurch zu relativieren sein, dass für die genaue Verortung der Grenzen des Privaten kulturspezifische Kriterien zum Tragen kommen.

³² Habermas 91, S. 11.

³³ Dieser Einwand wurde schon von Tugendhat 93 gegen die Diskursethik erhoben.

Welche spezifischen informationsethischen Grundsätze allein daraus folgen, dass eine allgemeine ethische Haltung eingenommen wird, hängt allerdings von der Ausprägung der jeweiligen ethischen Position ab. Eine normenorientierte Ethik erlaubt hier weniger weit reichende Schlussfolgerungen als sie bei einer diskursethischen Position gegeben sind. Wir können und wollen an dieser Stelle nicht alle möglichen Ausrichtungen der Ethik auf ihre informationsethischen Implikationen abklopfen. Wir müssen uns mit diesen exemplarischen Überlegungen begnügen. Klar sollte jedoch geworden sein, dass normative Begründungsversuche der Informationsethik zwar nicht zu Widersprüchen führen, dieser aber keinen unabhängigen Halt zu verleihen vermögen.

3.2 Das Internet als Ethos

„Das Ethos der Schweine ist der Stall“³⁴ – mit diesem, auf Joachim Ritter zurückgehenden Aperçu führt Rainer Kuhlen Informationsethik auf eine frühe Bedeutung des Begriffs Ethos zurück, der sich, zunächst örtlich verstanden, auf die Behausung oder das unmittelbar zugängliche Weideland bezog. In der Tat bezeichnet „Ethos“ im XIV. Gesang der Odyssee ein Schweinegehege, nämlich den Schweinepferch des Eumaios³⁵, des „trefflichen Hirten, welcher am treuesten haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odysseus“. Die Umgebung bestimmt mit ihren Gesetzmäßigkeiten über Möglichkeiten und Beschränkungen von Verhaltensweisen und damit auch über sinnvolle Gewohnheiten, Sitten und Normen. Ändert sich die Umgebung, müssen auch die Normen angepasst werden. So entwickelt sich die moderne Bedeutung des Begriffs, der ein „Gesamt von normativen Handlungsmustern“ bezeichnet³⁶. Das Ethos der Informationsgesellschaft, der virtuelle Ort, der die Gesetzmäßigkeiten des Handelns bestimmt, sei nunmehr – so Kuhlen³⁷ – das Internet. Diese auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurückverweisende Perspektive hat einige heuristische Kraft. Viele der als Netiquette zusammengefassten Benimmeregeln für das Internet sind ja nichts anderes als Versuche, sich in dem neuen Hause der Information einzurichten und dieses wohnlich zu halten. Regeln über den Versand von großen Bildern etwa sind nur so lange von Bedeutung, wie der Zuwachs an Bandbreite mit der Pixelmanie nicht Schritt halten kann. Wessen Mailbox je von Spam verstopft war, der kann das zugehörige Verdikt unmittelbar verstehen. Die Regeln der Netiquette ergeben sich so zu einem erheblichen Teil aus der Struktur des Ortes. Sie sind deshalb auch keiner weiteren moralischen oder ethischen Begründung bedürftig. Auch die professionellen Ethiken bewegen sich vielfach auf diesem Niveau. Allerdings ist hier das Internet als „Ortsangabe“ zu eng gefasst. Die Auffassung des Internet als Ethos ist auch noch in anderer Hinsicht problematisch. Immerhin hat das Netz in seiner Entwicklung die Rollen eines geschlossenen militärischen und eines offenen wissenschaftlichen Kommunikationsnetzes eingenommen, die einer anarchischen Selbstdarstellungsbühne und die des globalen Warenhauses des e-commerce. Das Netz ist heute nicht ein Ort, es umfasst viele virtuelle Orte, die alle ihr eigenes Ethos bedingen.

³⁴ Kuhlen 2004, S. 27

³⁵ Den Hinweis auf diesen Zusammenhang verdanke ich [Draser 2005].

³⁶ Burkard 1999, S. 164

³⁷ Kuhlen 2004, S. 24.

3.3. Informationsethik als konkrete Ethik

Im Eingangsabschnitt dieses Kapitels haben wir gesehen, dass eine diskursethische Begründung der Informationsethik scheitern muss. Dieses Scheitern liegt aber nicht in spezifischen Defiziten der Diskursethik begründet, sondern im Misslingen jeglicher Versuche, ethische Theorien absolut zu begründen³⁸. Machen wir uns einen pragmatistischen Standpunkt zu eigen, so liegt die Aufgabe der Ethik ohnehin nicht darin, unsere Intuitionen über richtiges Handeln zu fundieren, sondern darin, sie zu resümieren und in abstrakterer Form zusammenzufassen³⁹. Die Unmöglichkeit einer absoluten Fundierung der so entstehenden Theorien hindert nicht daran, Minimalanforderungen hinsichtlich der internen Kohärenz an sie zu stellen, oder sie auf ihre Tauglichkeit zur Lebensbewältigung zu befragen. Insofern lassen sich die unter 3.1 angeführten Überlegungen durchaus als ein Fragment einer Informationsethik auffassen. Lässt man den Anspruch der Fundierung fallen, kann die Diskursethik als eine Idealisierung eines praktikablen Wegs zur Konsensfindung begriffen werden. Zu prüfen wäre nur, ob nach Wegfall der Absolutheitsansprüche nicht auch auf ein weniger idealisiertes Modell des Diskurses zurückgegriffen werden sollte.

Informationsethik hat nun also die Analyse und Systematisierung der im Zusammenhang der digitalen Kommunikation etablierten normativen Handlungsmuster zu leisten. Dabei kann sie nicht von einem festen Standort (Ethos) ausgehen, sondern muss ihren Horizont weiter stecken. Hier kommt ihr nicht nur eine sammelnde und systematisierende sondern auch eine auslegende und kritische Rolle⁴⁰ zu.

In dieser Situation sich ändernder Lebensverhältnisse und ungewisser ethischer Begründungen gewinnt die alte, der antiken Moralphilosophie zentrale Frage nach dem guten oder gelingenden Leben wieder an Bedeutung, nachdem sie lange aus der philosophischen Debatte ausgeschlossen war⁴¹. Zwar sind diese Überlegungen häufig auf einem sehr theoretischen, meta-ethischen Niveau angesiedelt und damit weit von der Frage nach einer konkreten Lebensgestaltung entfernt. Die hier erbrachten und noch zu leistenden Vorarbeiten werden jedoch von hoher Bedeutung für eine Ethik des Internet und – noch mehr – des Cyberspace sein. Nur vor dem Hintergrund einer Auffassung dessen, was ein gelungenes Leben ausmachen oder scheitern lassen kann – nicht etwa muss –, ist die Surrogatwirkung der zunehmend immersiven Medien angemessen zu beurteilen. Gibt es so etwas wie illusionäres Glück und wie ist es zu bewerten⁴². Eine objektive Theorie des menschlichen Wohls⁴³ erlaubt schließlich eine Verbindung zwischen gelingendem Leben und Werten wie Autonomie oder Privatheit, die in der Informationsethik eine so zentrale Rolle einnehmen.

Die Berücksichtigung von Pflichten von Menschen gegenüber Menschen oder auch die Auffassung vom Guten, wie sie im Streben nach einem guten Leben deutlich wird, bieten noch kein zulängliches Instrumentarium für einige Fragen, die auch für die Informationsethik von zentraler Bedeutung sind. Fragen der Nachhaltigkeit, die insbesondere die Angehörigen späte-

³⁸ Vgl. Tugendhat 1993, S. 65 ff.

³⁹ Rorty 2003a, S. 246 f.

⁴⁰ vgl. Capurro 2003b

⁴¹ vgl. Steinfath 1998a.

⁴² Seel 1998

⁴³ Schaber 1998